

Eine unverhoffte Weihnachtsfreude.

Erzählung von M. Knefste-Schönan. (Nachdruck verb.)

Liesel Schott, die junge Lehrerin an der Volksschule in D. . . , trat eben nach Beendigung des Nachmittagunterrichts aus dem großen Schulgebäude, um zur Haltestelle ihrer Elektrischen zu gehen. Auf der Vor-
treppe blieb sie tief aufatmend stehen und sah ausleuchtenden Blickes auf die leichtbeschnittenen Bäume und Sträucher des Vorgartens vor der Schule, auf die die sinkende Sonne einen rosigen Hauch warf. Der erste Schnee in diesem Jahre! Es war eigentlich schade, solch herrlichen Spätnachmittag unbenutzt vorübergehen zu lassen und sich in die dumpfe Straßenbahn zu setzen, anstatt einen tüchtigen Spaziergang zu unternehmen. Einen Augenblick lang schaukte Liesel Schott noch: daheim lag ein hoher Stoß Aufsathefte der Korrektur harrend und der Weg nach Hause, zu Fuß zurückgelegt, kostete sie eine ganze Stunde Zeit. Da sah sie den neuen Turnlehrer, Herrn Wolters, drüben aus der Anaberschule heraustreten und sich wie suchend umschauen. Als er sie erblickte, rief er den grünen Ledenhut vom wolligen Blondhaare; sein aufstrahlendes Blick befeuerte die Freude über ihr Zukunfts-
mentreffen.

„Grüß Gott, verehrte Kollegin!“ rief er, elastischen Schrittes auf sie zukommend. „Ist das nicht ein köstlicher Nachmittag?“ Sie nickte errötend. „Ja, das ist er! Ich überlegte eben, ob ich nicht lieber zu Fuß nach Hornsdorf gehen soll.“

„Aber natürlich! Nach der stidigen Schulstudenluft wirkt so solch ein Spaziergang in der köstlichen reinen Luft wie ein erfrischendes Bad. Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie ein Stückchen. Ich habe nämlich eine Bitte auf dem Herzen.“

Liesel Schott sah ihn mit ihren großen, blauen Augen, die so eigenartig in dem brünetten, schmalen Gesichtchen standen, fragend an.

„Eine Bitte an mich, Herr Wolters? Was könnte das wohl sein?“

„O, es handelt sich um ein Weihnachtsgeschenk für meine liebe, alte Mutter, das einzukaufen ich mir allein nicht zutraue. Ich bin in solchen Dingen so grenzenlos unpraktisch, daß ich sicher hervorteilt werde, oder etwas gänzlich Unbrauchbares auswähle. Und da wollte ich Sie bitten, mir dabei behilflich zu sein.“

„Aber gern, Herr Wolters! Um was handelt es sich denn?“ fragte Liesel Schott, die Fahrstraße überschreitend einem Birkenwäldchen zustrebend.

„Ja, sehen Sie, liebe Kollegin, das ist nicht so leicht gesagt. Meine Mutter ist bei meiner jüngsten Schwester zur Wochenpflege und Vertretung in dem Landhanshalt in Ebersdorf, und sie klagte neulich in einem Briefe so über Rheumatismus, den sie sich durch die grellen Temperaturunterschiede in den Wirtschaftsräumen des kleinen Gutes zugezogen hat. Da möchte ich ihr



Stille Nacht, heilige Nacht! Gezeichnet von A. Wiedenmeyer.

nun gerne eine warme Hülle zu Weihnachten schenken, die aber nicht schwer und beengend, aber auch kein Kragen sein darf, mit dem sie überall hängen bleibt. Nun sah ich Sie, liebe Kollegin, neulich im Schulhofe in einer so schönen, wollenen Strickjacke, daß



ich gleich dachte: so etwas wäre das Richtige für mein altes Muttchen. Ich habe nun auch in den Geschäften der Fürstenstraße, wo ich ähnliche Jaden in den Auslagen sah, danach gefragt, aber der dafür geforderte Preis erschien mir unverhältnismäßig hoch und es stieg mir der Verdacht auf, man sähe mir meine Unerschaffenheit in solchen Dingen an und wolle sie ausnützen."

"Das kann schon sein," erwiderte Piesel Schott mit einem leisen Aufschauen. "In der Fürstenstraße dürfen Sie nach solchen Sachen auch nicht fragen, Herr Wolters. Das sind bekannt teure Geschäfte. Am besten ist es, eine recht schöne weiche und dicke Wolle zu kaufen, und die Jade bei einer Heimarbeiterin stricken zu lassen."

"O himmlischer Vater, das wäre ja etwas für mich!" rief Richard Wolters in komischer Verzweiflung aus. "Wolle kaufen, Heimarbeiterin ausfindig machen —"

"Nun, da muß ich Ihnen schon meine Hilfe zusagen. Es trifft sich gut, denn meine Wirtin strickt derartige Jaden für ein großes Geschäft am Wilhelmplatz und die Wolle, na, die will ich Ihnen schon aussuchen helfen."

"O, zu gütig, liebe Kollegin!" rief Wolters erfreut aus. "Und wann hätten Sie Zeit für diesen Einkauf?"

Piesel Schott überlegte und meinte dann: "Viel Zeit ist nicht mehr bis zum Fest und es steckt viel Arbeit in solcher Strickjade. Deshalb müßten wir die Wolle so bald als möglich kaufen. Paßt es Ihnen morgen in der Mittagsstunde? Denn bei Tageslicht möchten wir sie schon aussuchen."

"Aber gewiß. Doch morgen haben Sie viel Unterrichtsstunden, da kann ich unmöglich verlangen, daß Sie Ihre kurze Mittagsstunde —"

"O, das macht nichts", unterbrach ihn die junge Lehrerin. "Ich speise dann einmal in der Stadt im vegetarischen Speisehaus und erledige gleich noch einige Besorgungen. Wir treffen uns dann um zwölf Uhr am Schillerdentmal, gelt?"

"Gut! Aber ich hoffe, Sie gestatten mir, mit Ihnen zu speisen und zwar vor dem Geschäftsgang. Denn wenn man die vier Unterrichtsstunden hinter sich hat, pflegt der Magen knurrend auf seinem Recht zu bestehen."

"Also abgemacht! Um zwölf am Schillerdentmal! —"

Am andern Tage ging Richard Wolters auf die Kollegin wartend in den Anlagen vor dem Dentmal des Dichters fürchten auf und ab. Wo sie nur blieb, die kleine, nette Kollegin mit den blauen Märchenaugen im Schneewittchengesicht! Er zog die Uhr. Schon fünfzehn Minuten über zwölf Uhr! Sollte sie die Verabredung vergessen haben? Aber das sah ihr so gar nicht ähnlich. Und dort kam sie ja schon. Welch graziösen Gang sie hatte und wie reizend sie das enganliegende blaue Kostüm mit der silbergrauen Federboa kleidete. Ach Gott, daß man solch armer Schluder war, der noch jahrelang nicht an die Gründung eines eigenen Herdes denken konnte! Das wäre ein Frauchen für ihn! Aber sie würde sich wohl bedanken, auf ihn zu warten. — Da war sie heran.

"Bitte vielmals um Entschuldigung, Herr Wolters, daß ich Sie warten ließ. Aber ich mußte noch zum Direktor wegen eines Urlaubsgebuches."

"Wollen Sie verreisen?" fragte er enttäuscht.

"Ja, aber nur auf einen Tag. Zur Beerdigung eines alten Onkels. Ich erhielt heute früh die Todesnachricht."

"Mein Beileid, verehrte Kollegin!"

"Danke sehr!"

"Stand er Ihnen nahe, der alte Herr?"

"Eigentlich nicht. Er war ein menschen scheuer Sonderling und ist auch als solcher vereinsamt gestorben. Aber er war immerhin ein Verwandter und wenn man deren so wenige hat, wie ich, fühlt man selbst solche Lücke. Ich war übrigens die einzige seiner Nichten, die ihn manchmal besuchen durfte. Man hat mich oft ausgelacht, wenn ich meine freien Sonntage bei dem alten Griesgram verbrachte und mich spottend eine Erbschleicherin gescholten."

"O, also ein Erbontel!" warf der junge Lehrer aufhorchend ein.

"Nicht doch! Er lebt nur von einer kleinen Rente und außer seiner sehr einfachen Wohnungseinrichtung wird er sicher nichts hinterlassen."

"Wie schade!" entfuhr es Richard Wolters.

Piesel Schott sah ihren Begleiter erstaunt an. Er fühlte den Blick und zugleich den stillen Vorwurf.

"Verzeihen Sie, ich dachte nur, es wäre so übel nicht gewesen, wenn Ihnen plötzlich eine Erbschaft in den Schoß gefallen wäre."

"Ach, danach steht mein Sinn nicht. Geld macht nicht glücklich und hätte mir mein liebes Mütterchen, das mir vor zwei Jahren starb, auch nicht ersetzen können. Ich habe, was ich brauche, wenn auch mein Gehalt noch nicht groß ist. Aber hier ist das Wollgeschäft."

Mit einem Paket schöner, weicher, kaffeebrauner Wolle ging Wolters zehn Minuten später mit Piesel Schott in das vegetarische Speisehaus. Er war sehr vergnügt, denn nun konnte er für kaum die Hälfte des Preises seiner alten Mutter die wärmende Hülle spenden. Wiederholt äußerte er seine Freude darüber und die Dankbarkeit gegen die freundliche Beraterin und erzählte dabei, wie auch er rechnen müsse, weil er noch zwei junge, unverheiratete Geschwister unterstützen müsse.

Während des einfachen Mahles tauschten die beiden jungen Leute ihre Kindheits Erinnerungen aus und traten sich dadurch innerlich näher, als es sonst bei so kurzer Begegnung möglich gewesen wäre. Mit warmem Händedruck schieden sie voneinander.

Am übernächsten Tage fuhr Piesel Schott in Trauerkleidung nach Baldhausen, einem kleinen Landstädtchen, das nur dreiviertel Stunden von der Hauptstadt, wo sie lebte, entfernt war. Nur wenige Verwandte hatten sich im Trauerhause eingefunden, um an der außerordentlich schlichten Bestattung des alten Hagestolzes teilzunehmen. Außer Piesel Schott weinte ihm niemand eine Träne nach. Ihr aber tat es weh, wieder einen Menschen zu verlieren, der es, wenn auch in rauher Art, doch immerhin gut mit ihr gemeint hatte. Als man nach der Beerdigung noch einmal ins Trauerhaus zurückkehrte, um den letzten Willen des Verstorbenen, den er beim Hauswirt hinterlegt hatte, zu vernehmen, erfuhr man, was man längst wußte, daß er außer den paar alten Möbeln nichts hinterließ. Und diese sollten seinem Willen gemäß bis auf das alte, mit brüchigem, verblichenen Leder bezogene Sofa, sofort verkauft und der Erlös dem Waisenhaus des Städtchens überwiesen werden. Das alte Sofa hatte der Sonderling seiner Nichte Piesel Schott vermacht, mit der Bemerkung, daß er hoffe, sie werde das Erbstück im Andenken an ihn in Ehren halten.

O, wie hatten da die andern Verwandten heimlich gelächert und sie mit ihrem Erbe verspottet.

"Wenn du gescheit bist, so verkaufst du die Folterbank mit dem andern Gerümpel. Sie ist wirklich die Transportkosten nicht wert", rief einer der Bettern. Aber Piesel schüttelte den Kopf und bestand darauf, den Wunsch des Verstorbenen zu ehren. Der Wirt wurde beauftragt, es als Frachtgut nach ihrem Wohnort zu senden. Noch auf der Heimfahrt mußte sie die Spottreden über ihre große Erbschaft, ihre Gefühlsduselei, sie anzunehmen usw. über sich ergehen lassen.

"Als ob du nicht schon genug altmodischen Kram von deiner Mutter her hast", meinte eine Base, ein sehr oberflächliches, schnippisches Ding von achtzehn Jahren.

"Wie kann man sich nur als modernes, junges Mädchen in solchem Altertumsmuseum, wie es deine Wohnung ist, wohlfühlen?"

Piesel Schott zuckte nur die Achseln. Sie verschmähte es, darauf zu antworten und auf den Erinnerungsgedanken hinzuweisen, den solche alte Sachen auf Gemütsmenschen ausübten. Man hätte sie ja doch nicht verstanden und nur noch mehr ausgelacht.

Ein paar Tage später traf sie wieder mit Richard Wolters zusammen. Er begleitete sie nach Hause, erkundigte sich nach dem Erfolge ihrer kleinen Reise und hörte so teilnehmend und verständnisvoll zu, als sie von ihrem sonderbaren Erbe und dem Spott der Verwandten erzählte.

"Recht taten Sie, Fräulein Schott, und beweisen damit die Tiefe Ihres Gemüts. Freilich hätte ich Ihnen eine andere Erbschaft gewünscht. Ihnen — und auch mir." — Die letzten Worte kamen so leise und zaghaft über seine Lippen und seine sonst so lustigen grauen Augen blickten das erstaunt aufhorchende Mädchen so eigentümlich wehmütig an, daß es ihr ganz eigen zumute wurde.

"Ihnen, Herr Wolters?" fragte sie.

"Wie soll ich das verstehen?"

"Können Sie sich den Grund wirklich nicht denken, Fräulein Piesel, Fräulein Schott?" verbesserte er sich rasch.

"Nein", sagte sie topfschüttelnd, aber das tiefe Rot ihrer schmalen Wangen strafte sie Lügen.

"O", machte er bedauernd, "das tut mir leid, ja weh sogar. Ich dachte, Sie verstanden mich auch ohne Worte



und hätten es empfunden, daß Sie mir nicht gleichgültig sind. Aussprechen, was ich für Sie fühle, kann und darf ich nicht. Dazu bin ich ein zu großer Habenicht, der einem Mädchen Ihres Schlages nicht das zu bieten hat, was es beanspruchen kann. Und Sie selbst haben auch kein Vermögen, wie Sie mir neulich sagten. Also wovon ein Nestlein bauen? Wäre da nicht so eine nette, kleine Erbschaft wie ein Netter in der Not gekommen? Oder täusche ich mich, Fräulein Schott, wenn ich annehme, daß Sie dann — ach Gott, was für Torheiten rede ich da nur! Verzeihen Sie mir, ich weiß selbst nicht, wie es mir über die Lippen kam, was ich doch bisher so tapfer verschwiegen habe, obgleich es mir manchmal das Herz abdrücken wollte.“

Als sie keine Antwort gab, beugte er sich im Gehen vor und sah ihr forschend in die Augen und als er darin Tränen erblickte und das Beben ihrer Lippen bemerkte, faßte er hastig nach ihrer Hand und bat leidenschaftlich: „Nicht weinen, Fräulein Liesel, nur das nicht! Das kann ich nicht sehen! Und doch — es beglückt mich! Sagen mir doch diese Tränen mehr als ich zu hoffen gewagt und geben mir den Mut zu der Frage: wollen Sie auf mich warten, bis mein Gehalt zur Gründung eines Haushaltes ausreicht ist? Überlegen Sie es sich reiflich, Fräulein Liesel,

Die Wirtin verzog auch geringschätzig den Mund, als sie das alte Inventarstück sah.

Aber Liesel meinte: „Es ist nur der alte, abgeschabte Lederbezug, der es so unscheinbar macht. Sehen Sie nur, wie hübsch das alte Kirchbaumholz der geschwungenen Lehne noch ist und wie elastisch und weich die Polsterung. Ich schenke mir einen neuen Bezug zu Weihnachten und beziehe es selbst. Das ist weiter kein Kunststück. Ich habe es mit den alten Polsterstühlen von meinem Muttchen auch so gemacht und wie nett sehen sie nun wieder aus. Gleich heute noch will ich versuchen, denselben Stoff noch zu bekommen. Dann habe ich eine ganze Garnitur.“

„Na, ich weiß nicht, ob ich mir die Mühe machen würde“, meinte die Wirtin und warf abermals einen verächtlichen Blick auf das Biedermeiersofa. „Mein Geschmack wäre ein Paneelsofa mit buntem Plüschbezug.“

Als sie gegangen war, strich Liesel wie heftlosend über die Sofalehne und flüsterte vor sich hin: „Nein, ich tauschte dich nicht für das schönste Paneelsofa ein, denn du hast mir ja schon Glück gebracht und dem Geliebten die Zunge gelöst. Wer weiß, ob ich ohne dich schon wüßte, wie lieb er mich hat.“

Nun war das Christfest dicht herangekommen und da es auf

* Kriegswihnacht *

Noch starrt in Eisenwehr die Erde ...
Schwert gegen Schwert! Mann gegen Mann!
Noch jagt der Krieg auf rotem Pferde
Dem Völkerheer im Sturm voran.

Die Scholle stöhnt vom wilden Ringen,
Blutdunst wallt auf und Pulverdampf,
Die Fahne wie mit Adlerschwingen
Umkreist der Männer Heldenkampf.

Untost von der Geschosse Dröhnen
Sinkt erdenwärts die Weihnachtswacht.
Der Glocken fröhlich-frommes Tönen
Klingt in den Donnerhall der Schlacht.

Mein Volk, der Herr will dir begegnen
In dieser gnadenreichen Zeit,
Er will zur heil'gen Nacht dich segnen,
Der dich geläutert hat im Leid.

Doch naht er nicht im Wetterbrausen,
Kein Berg zerreißt, kein Fels zerbricht,
Er kommt im sanften, stillen Sausen,
Mit Tannenhaut und Kerzenlicht.

Die goldnen Paradiesesportnen
Tut leise auf Christkindleins Hand:
Da leuchten Sterne allerorten,
Und Liebe geht durchs ganze Land.

Und streicht ob Weh und Wunden linder,
— Der Völkerkrieg ist wie ein Traum —
Und Liebe wandelt heut' zum Kinde
Die Helden unterm Lichterbaum.

O Deutschlands Weihnacht ohnegleichen,
Dein Glanz erfüllt den Erdenkreis!
Allmächtig leimt an deinen Eichen
Des Weltenfriedens heilig Reis!

Johanna M. Lantau.

ehe Sie mir antworten. Bei Ihrer Jugend und Schönheit, ihrer Tüchtigkeit, wird es Ihnen nicht schwer fallen, eine sogenannte „gute Partie“ zu machen, also — — —

Sie drückte seine Hand, welche die ihrige noch immer umschloß. „Ich sagte Ihnen doch neulich schon, wie ich darüber denke und daß Reichtum nicht glücklich macht. Aber alles, was Sie mir da sagen, paßt auch auf Sie. Ihnen werden sich noch viel mehr Gelegenheiten bieten, eine reiche Heirat einzugehen. Ich möchte Ihnen erst recht kein Hindernis sein.“

Ihr Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß sie bei Liesel Schotts Wohnung angelangt waren und von der Wirtin, die beide hatte kommen sehen, in der offenen Haustüre empfangen wurden.

„Ach, der Herr Wolters! Aber das kommt mir wie gerufen. Ich wollte Sie gerne wegen der Jade etwas fragen. Bitte, wollen Sie nicht bei mir eintreten?“

Die freundliche Frau öffnete die Tür des Erdgeschoszimmer und nötigte das Paar hinein. Liesel Schott hatte zuerst gleich nach oben, in ihre beiden Stübchen gehen wollen, folgte dann aber doch der Aufforderung, weil man um ihren Rat bat, ob die Aufschläge an den Ärmeln und der Kragen der Jade nicht besser in einer andern Farbe aussehen würden.

Richard Wolters war erstaunt, die Stridarbeit so weit vorge-schritten zu finden, worauf die Wirtin, mit einem lustigen Augenzwinkern auf ihre Mieterin, von fleißigen Heizermännchen sprach, die ihr dabei geholfen hätten. Gerührt blickte Wolters das errötende Mädchen an und als er sich dann verabschiedete, drückte er ihre Hand so fest, daß es sie fast schmerzte. — — —

Einige Tage später kam das vererbte Sofa an.

einen Dienstag fiel, begannen die Schulferien schon Sonnabend. Nach Schluß der Schule gingen Liesel Schott und Richard Wolters wieder zusammen nach Hause. Er sollte die nun fertige Stridjade abholen, beziehungsweise sie sich bei Liesels Wirtin ansehen und gleich dort posfertig machen. Die Jade war wunderhübsch geworden und sehr mollig warm. Er freute sich ungemein darüber und dankte den beiden fleißigen Striderinnen in herzlichster Weise.

„Wüßte ich nur, wie ich mich dafür erkenntlich zeigen könnte“, meinte er, den Hut in der Hand und das fertige Paket im Arme.

„Das will ich Ihnen sagen“, rief die freundliche Wirtin. „Da Sie doch, wie Sie sagten, nicht heim zu Mutter fahren können, verleben Sie mit uns beiden einsamen Frauen den heiligen Abend.“

Ausleuchtenden Blickes legte er Hut und Paket wieder aus der Hand und sagte zu der mit gesenkten Augen am Fenster stehenden jungen Kollegin. „Fräulein Schott, darf ich diese überaus freundliche Einladung der Frau Schmidt annehmen und ist sie in Ihrem Sinne?“

Und als Liesel Schott anstatt einer Antwort nur hocherglühend nickte, da nahm er seinen Hut vom Tische, warf ihn mit einem Fußschrei gegen die Decke des niederen Stübchens und rannte wie besessen zur Türe hinaus.

„Jesse, ist das ein sonderbarer Heiliger“, rief Frau Schmidt. „Nenn mir von der Tarantel gestochen davon, ohne Antwort zu geben oder Lebewohl zu sagen. Ja, kommt er denn nun oder nicht, was meinen Sie, Fräulein Liesel.“

Aber die erwies sich auch als recht sonderbare Heilige, denn sie umarmte wortlos die liebe Frau und stürzte ebenfalls ohne Gruß zur Türe hinaus. — — —



Hochwild im Schnee. Nach einem Gemälde von Alfred Graf von Brühl.

Und nachmittags machte sich das junge Mädchen an die Arbeit und trennte den alten Lederbezug von dem Erbssofa ab. Es sollte zum Feste in neuem Gewande prangen. Frau Schmidt war ihr dabei heftig, schalt aber tüchtig über die verlotterte Jung-
gefellenswirtschaft, aus der das Sofa stammte, weil ganze Wolken von Staub aus dem Polsterwerk aufstiegen, als der Bezug entfernt war. Dann aber sagte sie doch etwas versöhnt: „Ei, sieh da, Kopfhaare, reine Kopfhaare sind das. Die bedeuten heutzutage ein kleines Vermögen. Freilich müssen sie gewaschen und aufgeputzt werden und das ist eine Hundearbeit, um die ich Sie nicht beneide.“

Während Diesel' nun so sprach, trennte sie den Bezug vom Sitzpolster ab und als sie dabei mit

„Warten Sie mal, ich werde mal ziehen. In Ihren Wachs-
fingerchen ist ja keine Kraft“, sagte Frau Schmidt und schob das junge



Auf Vorposten am Weihnachtsabend.

Mädchen beiseite. Und richtig, ihre kräftige Hand verstand fester zuzufassen. Mit einem Ruck zog sie ein verschnürtes und versiegeltes Päckchen heraus; auf dem eine zitterige Hand geschrieben hatte:



Auf Weihnachtsurlaub. Von M. Barasch.

der einen Hand tiefer zwischen Sitz und Lehne saßte, fuhr sie auf einmal erschreckt zurück.

„Haben Sie sich gestochen?“ fragte Frau Schmidt.

„Nein, aber hier steckt etwas wie ein Buch oder ein dickes Papierpäckchen und das ist so fest eingeklemmt, daß es sich nicht von der Stelle rührt.“



Weihnachten im Kinderkrankenhaus.



Kriegsweihnachten.
Gezeichnet von Paul Hen.



„Die Einlage dieses Palets gehört dem Besitzer des Sofas und wenn er, wie ich hoffe: Diesel Schott heißt, so ist sie von den heißesten Segenswünschen für ihre Zukunft begleitet. Sie hat es um den alten Griesgram von Onkel und um ihres goldbreuen Herzens willen verdient.“

Mit bebenden Händen löste das junge Mädchen die Siegel und Schnüre und entnahm der Papierhülle eine Anzahl Wertpapiere, die ihr gänzlich fremd waren. „Mein Gott, was sind denn das für Papiere?“ fragte sie die neugierig über ihre Schulter blickende Wirrin.

„Herr des Lebens! Sie Glückspilz! Konjols, preussische Konjols sind das, die besten, sichersten Staatspapiere, die es gibt. Fräulein Diesel, nun sind Sie ja doch noch eine reiche Erbin geworden, denn das sind Sümmden, die ich mir gefallen lasse! Aber über den alten Sonderling! Wenn Sie nun das Sofa nicht angenommen oder gleich verkauft hätten, dann wäre dieses Erbe Ihnen verloren gewesen und der Besitzer des Sofas hätte sich ins Häufchen lachen können. Aber mein Gott, warum weinen Sie denn so, liebes Fräulein, lachen und springen vor Freude müßten Sie doch.“

Aber Diesel Schott lachte nicht und sprang nicht, und doch wollte ihr Herz vor Glüd, Freude und Dankbarkeit gegen den alten wunderlichen Onkel beinahe zerspringen. Als ob der alte, vereinsamt gestorbene und verbitterte Mann es geahnt hätte, welch reiches, schönes Glüd er ihr mit diesem Vermächtnis erschließe, so erschienen ihr die Begleitworte zu dem gehobenen Schate. Immer wieder las sie die zitterigen Worte und drückte das zerknitterte Papier an die frischen Lippen. Welche wunderwolle Weihnachtsbotschaft konnte sie nun dem seit langem heimlich geliebten Manne verkünden und mit welch frohem Herzen seiner Werbung entgegengesehen, denn nur sie selbst, in all ihrer Armut, hatte er geliebt und zu seiner Herzliebsten gewählt und willig hatte er auf eine sogenannte gute Partie verzichtet und die langen, bangen Jahre des Wartens auf sich negmen wollen. Nun war das alles so unnötig geworden und das alte, liebe Wiedermeiersofa hatte ihr wiederum Glüd gebracht. Und was würden die andern Verwandten, die sie mit ihrem armseligen Erbstück so verhöhnt und verlacht hatten für lange Gefichter machen, wenn sie erfahren würden, welchen Schatz es barg.

Am heiligen Abend, der nun im Wohnzimmer der jungen Leglerin gefeiert wurde, saßen auf dem im neuen Gewande prangenden Wiedermeiersofa, dessen Kirchbaumlehn, dank der kräftigen Fäuste der guten Frau Schmidt, die sie mit Möbelpolitur und Lederlappen eifrigst bearbeitet hatte, die flimmernden Ketzen der kleinen Weihnachtsstanne widerspiegeln, saßen engverschlungen zwei glückselige junge Menschenkinder und gedachten voller Nahrung und Dankbarkeit des alten schrulligen Onkels, der ihnen, noch jenseits des Grabes, eine so unverhoffte, herrliche Weihnachtsgabe beschert hatte.

Des Landwehrmannes Weihnachtsabend.

Von M. Kneschke, Schöna. (Nachdruck verboten.)

Weihnachten, das Fest der Liebe mit seiner himmlischen Botschaft; „Und Friede auf Erden“, welchen Zauber übt du auf jung und alt in der Heimat aus! Dort glaubt man an den Siegeszug der allbarmerzigen Liebe, die auf dem ganzen Erdenrund Schmerz und Leid, Haß, Not und Streit tilgen und den Erdenkindern die Seligkeit bringen will. Wie schön hört sich die Himmelsbotschaft von der Kanzel herunter an und wie erhoben stimmt man ein in das alte, ewig-schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Aber welch anderes Gesicht zeigt die heilige Nacht den Kämpfern draußen im Felde, in Feindesland! Wie eine Ironie empfindet man dort die Friedensbotschaft! —

Einsam und still harren die deutschen Soldaten auf ihrem Posten in Feindesland aus. Der schneidende Ostwind umbraust sie und treibt ihnen nabelspitze Eiskristalle ins Gesicht und über ihnen stehen die ewigen Sterne und sehen kalt und mitleidslos herab auf die Braven, die gehoriam ihrer Pflicht gehorchend, scharf auspähen in die weite, schneebedeckte Landschaft, hinüber zu den kaum erkennbaren feindlichen Forts, die von Zeit zu Zeit das Todesschweigen unterbrechen und Tod und Verderben sprühen.

Auf solch einsamem Posten steht ein biederer Landwehrmann, tief eingemummelt in den feldgrauen Mantel, den Stragen hochgeschlagen und frostschaurend hin und hergehend, damit die erstarrten Füße nicht den Dienst versagen. Und während er so hin und her tritt, da fliegen seine Gedanken nach Hause ins liebe deutsche Vaterland, zu seinem Häuschen, in das er vor wenig Jahren sein junges Weib geführt und in dem zwei blondlockige Mädchen heute vergeblich den Vater zur Bescherung erwarten. Und dann tritt die Abschiedsstunde wieder klar und deutlich vor sein inneres Auge, wo die Gattin so herzerreißend weinend ihm am Halse hing und es nicht fassen, nicht ertragen wollte, daß der Herzliebste von ihr losgerissen und in Gefahr und Tod hinausgetrieben wurde. Und wie hatten sich die Kinder weinend und jammernd an ihn geklammert, und die alte Mutter so still und gottesgegeben ihm zum letztenmal die Hand gedrückt. — Es war das letztemal gewesen, denn kaum vier Wochen später war sie heimgegangen in die Ewigkeit. Und wieder einige Wochen später, da hatte ihm sein treues Weib einen Stammhalter geschenkt, einen Jungen, den ersten, heißersehten. Wie hatte sein Herz aufgebult bei dieser Nachricht, um dann wehevoll zusammenzuzucken, weil er nicht an der Seite der zarten Frau weilen, ihr die schweren Nahrungsorgen, welche die graußige Kriegszeit über sie gebracht, abnehmen konnte. Und seitdem keine Nachricht! Kein Wort mehr! Lebte sie noch, sie und das Kind? Oder war sie auch dahingegangen wie die alte Mutter in jenes Reich, aus dem es kein Wiederkommen gibt? Waren seine blonden Mädchen nun Waisen, und der neugeborene Sohn schon im Widelsitzen des Besten beraubt, das ein Kind haben kann, der treusorgenden Mutter? Und der Vater hier draußen im Felde, jeden Augenblick in Todesgefahr!

Hastig fährt sich der Landwehrmann über die Augen, aus denen es heiß in den struppigen Bart herniederrollt. Welch ein trauriges, trauriges Weihnachten! Er muß des Kameraden gedenken, den gestern ein Schrapnellschuß von seiner Seite riß. Ein Gruß an Weib und Kind, das war sein letztes Wort und heute hatten sie ihn mit zehn seiner Kameraden dort hinten in dem Wäldchen begraben. Heute dir, morgen mir! Wer weiß, ob ihn nicht sehr bald schon dasselbe Schicksal ereilte. —

Wieder rollen heiße Tränen über die verwitterten, eisbetauten Wangen herab. Das Kindlein in der Wiege, der Sohn, den er vielleicht nie erblicken, nie in die Vaterarme drücken wird, er will ihm nicht aus dem Sinn. — Da, Stimmen! Er lauscht mit verhaltenem Atem und seine Blide bohren sich in das Vorterrain, aus dem dunkle Gestalten, wie Schemen, auftauchen. Was ist das? Von dorthier nähern sich niemals die deutschen Patrouillen, also müssen es Feinde sein. Hin und her huschen sie und lautlos kommen sie näher und näher. Jetzt trägt der Wind ihm einzelne Laute zu: „Sacre de Dieu! Milles tonnerres!“ glaubt der einsame Lauscher zu verstehen. Noch zögert er mit dem Anruf und steht wie ein Bild von Stein mit gefälltem Gewehr auf Posten, nur Auge und Ohr in gespannter Erwartung.

Der Schatten des Baumes, unter dem er steht, verbirgt ihn noch den Augen der Feinde, aber jetzt kommen sie näher und näher. Kaum noch hundert Schritt sind sie von ihm entfernt, jetzt gilt's: „Halt, Verda!“ ruft er in das Schweigen der heiligen Nacht. Verschwunden sind die Gestalten, als habe der Schnee sie verschluckt. Aber gleich darauf blüht Feuer auf und die Kugeln pfeifen ihm um die Ohren. Hu, wie das grausig klingt in der tiefen Stille! Und nun drückt auch er ab. Und sein Schuß saß, denn eine Gestalt springt jäh in die Höhe, greift mit beiden Armen in die Luft und schlägt wie ein gefällter Baumstamm hintenüber in den Schnee. Wieder sausen die Kugeln ihm um den Kopf, wieder schied er sein tödliches Blei hinüber und wieder schießt er einen Feind fallen. Die andern ergreifen das Hasenpanier, da saßt ihn die Kampfeswut. Er bricht hervor, ihnen nach, um mit Kolben und Seitengewehr dreinzuschlagen. Ein Duzend Sätze nach vorn, und noch eins, da liegt der eine Feind. Ohne ihn weiter zu beachten stürmt er weiter, da trifft ihn von hinten eine Kugel. Er war nicht tot, der Schurke, hatte sich nur verstellt und schoß nun aus dem Hinterhalte auf ihn los. Von drüben sieht er die Kameraden aus dem Schützenzuge auf sich zuweilen, da gibt es ihm einen Ruck und er stürzt aufs Gesicht. Ein Wimmern klingt in sein Ohr, er weiß nicht, stieß er selbst es aus, oder ist's sein vaterloses Wäbchen daheim. Die Sinne vergehen ihm. —

Als er wieder zu sich kommt, liegt er in einem sauberen Bette und eine Frauengestalt beugt sich über ihn. „Mariechen!“? fragt er kaum vernehmbar und sucht die Hand zu fassen, die ihm lind und leicht einen kühlenden Verband auf die Stirn legt.

Dann schließt er todesmatt die Augen. Als er wieder erwacht, tönen süße, wohlbekannte Klänge an sein Ohr. Ein Harmonium läßt die alte schlichte Weise erklingen: „Vom Himmel hoch da komm ich her —“ Und wieder fühlt er mehr, als er sieht, eine weibliche Gestalt um sich bemüht und wieder flüstert er:

„Mariechen!“ — Dann eine fremde Stimme: „Schwester Anna bin ich. Haben Sie einen Wunsch?“

„Mariechen!“ tönt's wieder, aber bitter enttäuscht und traurig von den fiebernden Lippen.

Sie meinen gewiß Ihre liebe Frau. Sie läßt Sie grüßen. Es ist eine Feldpostkarte und ein Paket für Sie gekommen. In drei Tagen dürfen Sie es öffnen, heute müssen Sie sich noch ganz ruhig verhalten.“

„Ein Weihnachtsgruß von Mariechen!“ tönt es nun matt, aber glückselig aus seinem Munde. Er will sich jetzt etwas aufrichten, aber die Schwester drückt ihn wieder sanft zurück. „Nicht doch, nicht doch!“ mahnt sie und streicht ihm das Kissen gerade.

„Schwester,“ bittet er leise, „vorlesen!“

„Nein, nein, das darf ich nicht!“

„Schwester, es ist doch Weihnachtsabend, deshalb — nur was der Kleine macht, der Bub —“

„Wohl und munter! — Das darf ich Ihnen verraten. Aber nun Ruhe!“

„Wohl und munter — der Bub, der Stammhalter! O süße Weihnachtsbotschaft!“

Beruhigt läßt jetzt der todwunde Landwehrmann das Haupt in die Kissen zurücksinken und schließt die müden, ach so müden Augen. — Er hat sie nicht mehr aufgetan! Mit dem seligen Lächeln über die Weihnachtsbotschaft auf dem bleichen Gesicht ist er hinübergebämmert und feiert Weihnachten da droben im himmlischen Saal. —

Gäste unter dem Christbaum.

Von Marie Polchau. (Nachdruck verboten.)

„Si, siehe da, trifft man dich heute doch noch unterwegs?“ Damit wird Frau Erna in der Straßenbahn von ihrer Freundin Stella begrüßt.

„So kommt man denn hinter deine Schliche,“ fährt sie neckisch fort, indem sie ihre vielen Pakete neben sich unterbringt, „während du vor einigen Tagen schon damit renommiertest, mit deinen Festvorbereitungen fertig zu sein, fährst du heute noch auf Besorgungen aus.“

„Nicht auf solche, wie du annimmst, Stella; mein Haus ist für das Fest bestellt, die Gaben für Angehörige und Hausgenossen liegen bereit, jetzt gilt meine Zeit noch anderen Besorgungen der Liebe und Barmherzigkeit.“

„Hast du eine Armenbesorgung vor?“

„Auch das ist besorgt. Einige Arme, Notleidende, sind wie alljährlich auch diesmal von uns bedacht. Aber es gibt noch andere Arme, die zwar nicht äußeren Mangel leiden, die aber ebenso gut wie jene unserer Sorge, unseres Gedankens am Feste der Liebe bedürfen — das sind die Einsamen, die Alleinstehenden. Wie manche sind da, denen Beruf oder sonstige Verhältnisse nicht erlauben, zum Feste heimzureisen und im Kreise der Ihren zu feiern. Doch diese sind noch nicht am schlimmsten daran, denn ihnen wird doch wenigstens das herzliche Gedanken aus der Heimat durch Briefe und Weihnachtssendungen übermittelt. Anders, trauriger aber jene, die weder nah noch fern jemand haben, der ihrer gedenkt, die keine Heimat, kein Elternhaus mehr besitzen, keine Verwandten, die ihnen eine Weihnachtsfreude bereiten können. Siehst du, dahin führt mich heute mein Weg.“

„Ach ja,“ entgegnete Frau Stella, der die hellen Tränen in den hübschen Bergahmmeinnichtungen standen, „ach ja, für diese Armen habe ich auch stets das vollste Mitgefühl. Die Musiklehrerin unserer Elise zählt auch zu ihnen. Die hat auf der Welt Gottes keine Menschenfelle, zu der sie in näheren Beziehungen steht, seit ihre einzige Schwester vor einigen Jahren starb. Da sitzt sie denn am heiligen Abend immer mutterseelenallein in ihrem einsamen Stübchen, wenn Elschen ihr ein Geschenk und das obligate Weihnachtskonfekt hinträgt.“

„Hinträgt?“ fragte Frau Erna bestrebt. „Hast du denn kein Plätzchen unter eurem Christbaum für diese Gaben?“

„Du meinst doch nicht, daß ich das Fräulein einladen soll,“ fragte Frau Stella erregt, „einladen zu einem Feste, welches mehr als alle anderen ein Familienfest ist im wahren Sinne des Wortes? Nein, Erna, das müte mir nicht zu! Nichts würde mich mehr genieren, als unsere eng um den Christbaum zusammengezogenen Familienkreis durch einen Gast zu erweitern. Ja, die Gegenwart einer Fremden würde mir geradezu die Stunden verderben, welche für mich die schönsten des ganzen Jahres sind.“

„Stella, Stella, so kenne ich dich ja gar nicht! Du bist sonst so weichherzig, warmfühlend, so leicht zum Mitleid geführt, und hast doch nicht Selbstüberwindung genug, um dir diesen kleinen Zwang aufzuerlegen, einer Einsamen dein Haus zu öffnen, damit sie Weihnachtsfreude haben, einen brennenden Baum sehen, das Glück und den Jubel deiner Kinder miterleben kann. O, liebe

Freundin, wieviel Selbstsucht liegt in dieser Unnahbarkeit, die du wie eine Mauer um euren Familienkreis ziehst, damit niemand einen Einblick tue und teil habe an den schönsten, reinsten Freuden, die ihr ganz für euch allein behalten wollt! — Ihr habt ein Recht dazu, gewiß, sie sind euer, diese schönen Stunden, aber — wer wollte nicht einmal selbstlos sein, wer wollte nicht einmal auch anderen, die es nicht haben, von dem eigenen Glück ein wenig gönnen zu einer Zeit, wo die ganze Welt unter dem Zeichen der reinsten, uneigennützigsten Liebe steht!“

Frau Stella war sehr nachdenklich geworden, und ihre Augen schimmerten wieder feucht, als sie kleinlaut sagte: „Und du, Erna, hast also auch fremde Elemente bei der Besorgung, und — und du findest es nicht störend?“

„Seit lange schon“, entgegnete Frau Erna, „ist es eng mit unserer Weihnachtsfreude verknüpft, einige Alleinstehende, Einsame, wie ein jeder sie in seinem Bekanntenkreise gewiß findet, am heiligen Abend mit uns feiern zu lassen. Ich bin eben jetzt im Begriff, sie einzuladen, was ich stets persönlich tue. Mit welchem Vergnügen wird dann einer jeden ihr Plätzchen unter unserem Baume eingeräumt! Unsere Kinder sinnen schon das ganze Jahr darauf, womit sie die lieben Weihnachtsgäste erfreuen wollen. Und wie dankbar sind sie, die nun nicht allein und einsam sein dürfen an dem Tage, da allen das „Freut euch!“ gilt. — Aber — du mußt wohl aussteigen, Stella, wir sind an deiner Haltestelle.“

„Nein, nein, ich fahre noch bis zu der Straße, wo unsere einsame Musiklehrerin wohnt! Du hast mir zu Herzen gesprochen, Liebste, die Mauer der Unnahbarkeit um unsern Familienkreis ist ins Wanken geraten!“

„Daran erkenne ich meine gutherzige Stella wieder! Wieviel mehr wird dein Geschenk die kleine Lehrerin erfreuen, wenn sie es in eurem fröhlichen Kreise unter den Strahlen des ewig lebendigen Baumes in Empfang nimmt, als wenn es ihr in ihrem einsamen Stübchen überreicht wird! Und du sollst mal sehen, Stella, das Bewußtsein, ein Herz beglückt und vor Traurigkeit behütet zu haben, wiegt eine kleine Unbequemlichkeit — wenn eine solche wirklich dabei ist — reichlich auf.“

Weihnachtliche Blumenspenden für Lazarette.

So mancher hat unter den im Lazarett befindlichen Bewundeten einen Schlingling, den er durch einen Blumenstrauch zum heiligen Abend erfreuen möchte. Leider werden hierbei aber oft Fehler gemacht, die die gutgemeinte Liebesgabe leicht zur Last gestalten. Man muß auf die engen Räume und auf das Zusammenwohnen vieler Verwundeter Rücksicht nehmen und daher weder zu umfangreiche, noch stark duftende Blumen oder Pflanzen wählen. Was nützt dem Empfänger der herrlich blühende Azaleentopf oder die schönste Dazäne, wenn er keinen Platz zum Aufstellen der Töpfe hat, oder ein stark duftender Strauß, wenn der Duft seine benachbarten Kameraden belästigt? Auch muß man auf die durch Zentralheizung erwärmte Luft der Lazarettküche und Krankenzimmer Rücksicht nehmen, in der blühende Blumen recht schnell welken und zartere Pflanzen binnen kürzester Frist eingehen. Sie stammen ja fast alle aus den feuchtwarmen Gewächshäusern und können daher trodene Wärme gar nicht vertragen. Für den Leidenden ist aber gewöhnlich das schnelle Welken und Absterben der Pflanzen ein ihn betrübender, niederdrückender Anblick, und so erreicht man wohl gar mit der Gabe, die erfreuen und aufmuntern sollte, die entgegengesetzte Wirkung.

Welche Blumen und Pflanzen aber soll man dann schenken? Nun, es bleiben deren noch genug zur Auswahl. Da kommt in erster Linie die reizende, um die Weihnachtszeit selbst unter Eis und Schnee blühende Christrose (*Helleborus niger*) als sinnigste Weihnachtsblume in Betracht, die in kleinen Töpfen zu haben ist, und zwar durch künstliche Züchtung neuerdings in etwa 40 verschiedenen Arten und Farben. Da ihre Stengel wenig Grün haben, so umsteckt man dieses Pflänzchen gern mit kleinen Tannenreisern. Man wird mit dieser Pflanze



besonders solche Verwundete erfreuen, die aus Gebirgsländern stammen, denn dort blüht sie besonders reich und birgt für den Empfänger Heimatgrüße. Ferner sind es die lieblichen Primeln, die prächtigen Tulpen, Krokusse und Alpenveilchen, die als kleine und nicht duftende Topfpflanzen in Betracht kämen.

Die etwas teuren, in Töpfen gezogenen, tiefblauen Alpenvergißmeinnicht pflegen immer große Freude zu machen, ebenso winzige Topfstannen oder Araucarien. Will man Schnittblumen schenken, so wähle man nur kleine Strauße oder einzelne, besonders schöne Blüten, wie Rosen, Nelken, Chrysanthemen. Die weißen oder blauen Blütendolden des Treibhausfieders bilden ferner einen sehr poetischen, aber vergänglichen Blumenstrauß. Dann bedenke man bei Schnittblumen, daß fast immer ein Mangel an passenden Gläsern oder Vasen besteht, und daß selbst der schönste Strauß nicht anmutet, wenn er in einem plumpen Wassergläse oder dergleichen steht. Man spende dann gleich eine passende Vase mit recht breitem, schwerem Fuß dazu oder verzichte lieber auf Schnittblumen.

Reizend sind auch die an die Wand zu hängenden Waldsträußchen, die sehr lange frisch bleiben und nicht nur das Auge erfreuen, sondern auch durch ihren würzigen Nadelduft die Nerven erfrischen. — Alle diese Weihnachtsspenden haben den Vorzug, wenig Platz zu beanspruchen, nicht durch starke Düfte ausdringlich zu wirken und von langer Haltbarkeit zu sein.

Ein mit Lichtern geschmücktes Christbäumchen zu spenden, erübrigt sich, weil in den Lazarettjahren der Lichterbaum niemals fehlt, auch nehmen diese Bäumchen viel Platz weg und können durch die brennenden Lichter gefährlich werden. In vielen Lazaretten sind sie deshalb verboten.

Bei Blumenpenden sollte man immer dem Grundsatz huldigen, lieber öfters kleine Gaben als einmal eine große; denn unsere tapferen Verwundeten brauchen oft einen Sonnenblick der Freude, der ihnen die Dankbarkeit und Anerkennung derer beweist, für die sie blühten.

M. Anichste-Schnau.



Winterjonne. Nach einer Kunstphotographie von St. R. u. bell.

Gemeinnütziges

Ein hübsches, praktisches Geschenk für Hausfrauen. Etwas recht Praktisches für jeden Haushalt ist eine Bettchürze und eine Staubdecke, die während des Zimmeraufräumens über das Bett gedeckt wird und es dadurch vor dem aufgewirbelten Staube beim kehren schützt. Die Chürze trägt sehr zur Schonung der Bettwäsche bei, welche durch unsaubere Schürzen und Blusen der Dienstmädchen, die das Bett machen, sehr leidet. Die Staubdecke fertigt man aus grauem oder weißem Leinen, oder aus gebüßtem Kretonne oder Satin an und zwar in 2 Meter Länge und 1 Meter 60 Zentimeter Breite. Bei Doppelbetten muß sie entsprechend größer sein, wenn man nicht vorzieht, dann lieber zwei Staubdecken zu benutzen, die sich leichter handhaben lassen. Als Verzierung kommt bei Leinenstoff eine nette Stiefstickerie und absteckende Satinränder oder Blenden, die mit der Farbe der Schlafzimmereinrichtung harmonisieren müssen, in Betracht. Auch bei gebüßtem Kretonne- oder Satindecken machen sich absteckende Befestigungsstreifen sehr hübsch. Recht schmod steht sowohl für Staubdecke als auch für Bettchürze ein weißer, mit hellblauem Muster bedruckter Baumwollstoff aus, den man mit hellblauen Satinsäumen begrenzt. Die Bettchürze fertigt man am besten in Hängeseform mit weiten Blusenärmeln an, so daß sie sich bequem

anlegen läßt und wirklichen Schutz gegen unsaubere oder dunkle Kleidung bietet. Wie oft kann man sehen, daß das Dienstmädchen direkt von der Zimmer- oder Küchenarbeit kommend, ans Bettmachen geht und die einzelnen Bettstücke in nahe Verührung mit ihrem durchaus nicht einwandfreien Arbeitskleide bringt, wobei die schneeweiße Weiße der Bettwäsche sofort dahin ist. Die Dienstmädchen dazu zu erziehen, die Bettchürze auch tatsächlich zu benutzen, erfordert freilich anfangs etwas strenge Kontrolle und Geduld, denn die Mädchen haben gegen alle derartigen Neuerungen eine merkwürdige Abneigung. Sehr bald wird man aber den Vorteil dieser Neuanschaffung schätzen lernen.

Die Spargeldecke müssen während des ganzen Winters rein daliegen, ohne daß ein Steinzel Spargelkraut darauf bemerkbar ist. Später wird dann ungepatet und eine dünne Decke Stallmist auf die Decke gebracht.

Zinnpruch.

O, streute jeder in das Leben
Des andern eine Blume nur.
Dann würde manche Rosenblüte
Des Tales freundlich überleben.
Chr. A. Tiedge.

Schachlösungen:

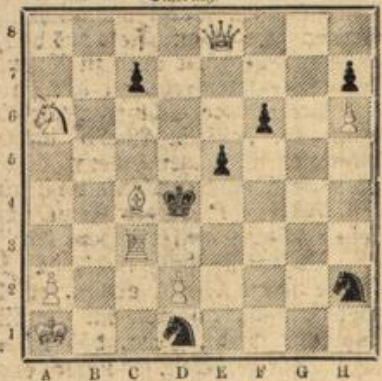
- Nr. 166. 1) Lf8!
Nr. 167. 1) Df3—g2 droht 2) Da2 und
2) Dg8 matt.
1) Sg3, Sc3, Sf6.
2) Da2, Dg8, Sg3 matt.
1) Kf7, Sd6. 2) Sd8 matt.
N.B. 1) Kd5. 2) Da2 matt.

Nichtige Lösungen:

- Nr. 153. Von B. Hinge in Großstotter.
Nr. 154. Von H. Brandt in Duden-
den, Kreis. H. Hildebrand in Naasell
(Belgien). O. Krohn in Albersdorf.
Nr. 156. Von G. Hinderer in Unter-
gödingen, Lehrer. E. Schäfer in Ehen-A.
H. Stein in Holmsch (Hollheim).
Nr. 157. Von Gfr. C. Bruder in Aels,
H. Kottchenreuther in Hordheim.
Nr. 159. Von B. Kottchenreuther
in Hordheim.

Problem Nr. 168.

Von F. Kohn u. C. Kottkorn.
(Deutsches Wochensach 1914.)
Schwarz!



Weiße.
Matt in 4 Zügen

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Bei geistreichen Männern hebt die äußere Ruhe die innere auf, ebenso umgekehrt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und heraus-
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Nennsportler und Jäger. Förster: „Herr Baron, da laufen zwei Hagen.“ — Baron: „Ich bin wirklich neugierig, welcher zuerst antommt.“

Ehrenweine nennt man die Weinspenden, die in alter Zeit und zum Teil auch jetzt noch von den städtischen Ratsstellern an angesehenen Leute regelmäßig oder gelegentlich gegeben werden. So erhielten gewöhnlich die Ratsherren und andere städtische Beamten „vor ihren Ehrenstand“ jährlich bestimmte Wein-Deputate, die sogenannten „Ordinari Herren- oder Ehrenweine“. Neben diesen berechtigten Empfängern wurden dann noch angesehenen und verdiente Bürger und auch fremde Personen, besonders vornehme Gäste, Diplomaten und andere einflussreiche Würdenträger, mit Geschenken aus dem Keller bedacht. — Auch Fürstlichkeiten wurden in dieser Weise von den Senaten der großen Städte geehrt. So spendete z. B. Bremen im Jahre 1681 der Königin von Dänemark 32 Quart edelsten Rheinweins, und 1756 an Friedrich den Großen von Preußen 4 Kisten dieses Gewächses, wofür sich der König durch ein eigenes Hand schreiben an den Senat bedankte.

Spontini und seine Nachfolger. Charakteristisch für den Eigendümel des Opernkomponisten Spontini ist, daß er sämtliche seiner zeitgenössischen Komponisten als ihm in seinem künstlerischen Schaffen nicht ebenbürtig betrachtete. Die Opern Rossinis, Karl Maria von Weber, auch die komischen Opern von Auber waren damals sehr beliebt. Als ihm seine Freunde von immer weiteren Erfolgen dieser Opern erzählten, sagte er ihnen in seiner stolzen Art: „Ich habe ja diese Leute erst auf den richtigen Weg gewiesen. Alle laufen sie nach mir. Nicht eine einzige Note ist von ihnen geschrieben, die nicht schon in meinen Partituren vorhanden wäre!“ A. M.